



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Reise- und Kriegsbilder aus Spanien und Marokko. 1.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Georg Nagelschmidt noch einmal seinen Willen. „Sind wir gleiche Brüder gewesen, so ziemen uns auch gleiche Klappen,“ sprach er, gleichfalls zum Tode verurtheilt, und Koblhase schlug die angebotene Gnade aus.

Es war am 22. März 1540, als er durch das Georgenthor zum Hochgericht hinausgeführt wurde. Eine unabsehbare Menge begleitete ihn dahin. Festen Schrittes ging er seinen letzten Gang, und bis zum Ende wiederholte er den Spruch: „Nie sah ich einen Gerechten verlassen.“

Reise- und Kriegsbilder aus Spanien und Marokko.

Reise- und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko, von
A. v. Goeben, k. pr. Generalmajor. Sahn, Hannover.

1.

Da die preussische Armee lange keine Gelegenheit gehabt hatte, an größern Feldzügen Theil zu nehmen, so hatte die Regierung den Brauch eingeführt, nach den Kriegsschauplätzen, wo andere Armeen kämpften, Generalstabsoffiziere zur Berichterstattung abzuordnen und freiwilligen Offizieren Erlaubniß zu ertheilen, den betreffenden Feldzug mitzumachen. So bekam wenigstens ein Theil der Führer Gelegenheit Kriegserfahrung zu sammeln und die Fortschritte der Kriegswissenschaft auch in ihrer praktischen Anwendung durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Auch der Krieg der Spanier gegen die Marokkaner im Winter und Frühjahr 1860 gab zu einer solchen Sendung Anlaß. Oberst v. Goeben, früher in hannoverschen Diensten, dann eine Zeit lang bei den spanischen Carlisten unter Cabrera fechtend, später in die preussische Armee übergetreten und in dieser Chef des Generalstabs im 8. Armeecorps, wurde nebst dem Major v. Sandrart und dem Rittmeister Roth v. Schreckenstein bestimmt, an dem Feldzug Theil zu nehmen. Ihnen schlossen sich später noch Graf Kanig und dann im Lager vor Tetuan Lieutenant v. Jena als Freiwillige an. Von der Einnahme von Tetuan an machten diese fünf den ganzen Feldzug bis zu Ende mit, an allen Gefechten thätigen Antheil nehmend, und das vorliegende Buch ist aus den Berichten entstanden, welche Herr v. Goeben unter dem frischen Eindruck der Tageserlebnisse nach Hause geschrieben hat. Die Entstehung giebt dem Werke sein Gepräge in der Lebendigkeit der Schilderung; es bringt aber

nicht bloß diese Lager- und Reiseskizzen, sondern auch umfängliche und gründliche Excurse über die Geschichte, die politische und militärische Verfassung und die sonstigen Zustände Marokkos, so wie über die Geschichte der maurischen Stämme, welche Nordafrika und Spanien viele Jahrhunderte hindurch zum Schauplatz ihre Thaten gemacht haben. Das Buch ist ein schönes Zeichen, daß in dem preußischen Offiziercorps neben militärischer Tüchtigkeit auch Liebe zur Wissenschaft zu Hause ist, und wird einem jeden, der es in die Hand nimmt, eine ebenso angenehme als belehrende Lectüre darbieten.

Am Schluß des Vorworts spricht der Verfasser den Wunsch aus, daß ihm bald im Kampfe für König und Vaterland unter den eigenen Fahnen das höchste Glück des Soldaten beschieden sein möge. Dieser Wunsch ist ihm erfüllt worden. Herr v. Goeben, jetzt General, steht an der Spitze der tapfern westfälischen Brigade, der es vergönnt war, in den ersten Monaten dieses Jahres im Sundewitt bei Rakebüll, an der Büffelkoppel und in andern Gefechten nach langem Frieden fast die ersten Lorbeeren zu pflücken, und hat sich dabei als ebenso energischer als umsichtiger Führer bewährt.

In Alicante war es, wo die Reisenden zuerst spanischen Boden betraten. Ein glücklicher Zufall, d. h. eine Verspätung auf der Douane, fügte es, daß sie auch gleichzeitig ein spanisches Wirthshaus kennen lernten. Bekanntlich haben, seitdem die Eisenbahnen Ströme von Reisenden durch die Welt führen, die Gasthäuser in Europa ihre nationale Eigenthümlichkeit verloren und einen kosmopolitischen, ziemlich einformigen Charakter angenommen. Man kann von Glück sagen, wenn man eins findet, das noch die alte Originalität bewahrt hat. Ein solcher Zufall begünstigte den Obersten v. Goeben und seine Gefährten. Während sie im Zollhause sich mit den Douaniers auseinandersetzen bestrebt waren, war der erste Gasthof von Alicante, das Hotel zum Dampfschiff, ganz im europäischen Stil eingerichtet, von den anderen Reisenden besetzt, und sie mußten sich nach einem anderen Obdache umsehen. Sie fanden dies in der Fonda de la Barcelonesa, dem Gasthof der Barceloneserin, einem altersgrauen, schiefhängenden Hause, mit einem die ganze Front einnehmenden, den Einsturz drohenden Balkon. Schon der Empfang war landeseigenthümlich. Anstatt daß auf das übliche Glockenläuten Portier, Hausknecht, Unterkellner, Oberkellner und Wirth in eigener Person an den Wagen gestürzt gekommen wären, erschien hier erst nach mehrfachem Rufen des Kutschers die Wirthin, eine würdige, alte Spanierin in der Thür, schüttelte erst als Antwort auf die Fragen der Quartier Suchenden bedenklich den Kopf und erklärte sich erst nach manchem prüfenden Blick auf das umfängliche Gepäck der Reisenden zu ihrer Aufnahme bereit. Unter ihrer Führung ging es nun zwei wurmfürchtige Treppen hinan in einen Salon, der mit einem anstoßenden kleinen Zimmer und einem dunklen Cabinet den vier Offizieren zum Quartier dienen sollte. Es waren die besten Zimmer

des Hauses, hatten aber statt der Tapeten weiße Kalkwände, und das Möblement war sehr einfach. Der Fußboden, aus glasierten Ziegeln bestehend, war mit dünnen Matten bedeckt, und Stühle von geflochtenem Stroh oder Rohr standen an den Wänden umher. Außerdem konnten sich sämmtliche drei Zimmer zusammen eines Tisches rühmen, so wie eines kleinen Spiegels in Goldrahmen, der nebst vier schwarz eingerahmten, wunderbar bunt gesudelten Wilhelm Tell in verschiedenen gefährlichen Lagen seines Lebens vorstellenden Bildern, wie wir sie alle in früher Jugend auf Messen und Jahrmärkten in den Bilderbüden bewundert haben, den einzigen Schmuck der kahlen Wände bildete. Zwei Waschbecken, das eine von Zinn, und ein Wasserglas für alle vier Reisenden setzten neben den Betten, die aus guten Wollmatragen und reinlichem, jedoch wunderbar rohem Bettzeug bestanden, und einer altmodischen Commode den dargebotenen Comforts die Krone auf. Der Salon war übrigens nicht ausschließliches Eigenthum der Reisenden. Er hatte nicht weniger als fünf Thüren, von denen die eine, eine durch eine Gardine verhängte Glasthüre, sich bei näherer Prüfung unverschlossen zeigte. Offene Koffer, Kleider und Wäsche standen und lagen in demselben herum, und als der Rittmeister Toilette machte und sich in einem Zustande befand, wo man nicht geneigt ist, sich der Gesellschaft zu zeigen, erschienen die Inwohner in der Salonthür. Es war ein junges Ehepaar aus Catalonien, das unbefangen grüßend durch den Salon ging und in dem Zimmer verschwand.

Das Mittagessen, das in Gesellschaft mit vier oder fünf Spaniern eingenommen wurde, war so echt spanisch, wie das ganze Wirthshaus. Das Hauptgericht war der nationale Puchero, ein Gericht aus Rindfleisch, Hammelfleisch, Speck und Würstchen, aus Blumenkohl, Kichererbsen und anderem Gemüse, gewürzt mit spanischem Pfeffer, Zwiebeln und Knoblauch. Dann kamen verschiedene Ragouts von zweifelhaftem Stoff und Braten ebenso zweifelhafter Natur, doch jedenfalls darunter Kaninchen. Zum Desert schließlich Kuchen und mannigfache Süßigkeiten, so wie ausgezeichnetes Obst, darunter frische Datteln. Als Eigenthümlichkeit ist noch zu erwähnen, daß auf die Bemerkung der Reisenden, für die Dienerschaft genüßten zwei Gerichte, die Wirthin erwiderte: „Es sei Landesitte, den Domestiken dasselbe zu geben, wie der Herrschaft.“ Das wiederholte sich auch in Madrid, wo das Frühstück aus fünf, das Mittagessen aus acht bis zehn Schüsseln bestand. Die strammen Westphalen und Brandenburger, welche die Offiziere aus ihren Regimentern als Burschen mitgenommen hatten, befanden sich natürlich ganz wohl dabei.

Alicante ist eine ganz hübsche Stadt von 20,000 Einwohnern. Die Hauptstraßen sind gepflastert, und es fehlt ihnen nicht an großen stattlichen Häusern, die im unteren Geschoß nach spanischer Sitte reich vergitterte Fenster haben, während längs der oberen Stockwerke Balkone hinlaufen, häufig mit Blumen

geschmückt. In den entlegeneren Stadttheilen findet man freilich Schmutzige, von fast nackten Kindern bevölkerte Gassen, und verfallene ärmliche Hütten. In der Nähe des Hafens giebt es auch ganz stattliche Läden und einige, ganz nach pariser Art von Marmor und Gold strahlende Cafés.

Auch die Umgebung der Stadt, die Huerta, eine schmale, zwischen dem Meer und kahlen Höhenzügen eingeschlossene Ebene, ist reizend. Garten reiht sich an Garten, alle wohlbewässert und von üppiger Fruchtbarkeit strotzend. Feigenkaktus in ganzen Feldern, Granaten, Orangen, Feigenbäume und immergrüne, zum Theil schön blühende Sträucher bieten sich dem Auge dar. Dichte Aloehecken zäunen die Gärten ein, und Palmen verschiedenster Art, von der niedrigen Fächerpalme bis zu der wohl sechzig Fuß hoch schlank und gerade aufsteigenden und im Winde sich anmuthig schaukelnden Dattelpalme, prägen der Landschaft vollends ihren südlichen, uneuropäischen Charakter auf.

Einen anderen Charakter nimmt die Gegend an, nachdem die Eisenbahn, auf welcher die Reisenden nächsten Tags nach Madrid fuhren, den Gebirgszug hinter der Huerta erklimmt hat und über das Hochplateau Centralspaniens dahinführt. Rahl und gelb, durchfurcht und zerrissen von den Frühlingsgewässern, ausgeöbrt von der Sonnengluth, aber doch interessant durch Mannigfaltigkeit der Formen, stellt sich die Landschaft dar. Nur wenige grüne Streifen bieten sich dem Blick dar, wo einer der im Sommer ausdauernden Bäche durch eine tiefeingeschnittene Schlucht rinnt. Wald ist weit und breit nicht zu erblicken, nur hier und da eine Gruppe dürstiger Pinien und selbst um die dünnbesäten Dörfer giebt es keinen Baum.

Die Jahrhunderte lang andauernden Kriege haben die Einwohner gewöhnt, sich zu gegenseitigem Schutze zusammenzudrängen, daher findet man nirgends einzelne Gehöfte oder kleine Weiler, und die Dörfer sind von starken Mauern und Thürmen umringt, oft auch von einem mächtigen Schlosse überragt. Häufig auch schauen von den Höhen alte Burgen mit Thürmen und Zinnen herab, die vielleicht noch aus den Zeiten der Araber stammen, jedoch noch wohl erhalten sind.

Einförmig ist die ganze Landschaft, selbst die Ortschaften, aus gebrannten Steinen aufgeführt, oder aus der Felsart des Landes, heben sich durch keinen freundlichen Anstrich hervor. Noch öder wird die Gegend, sobald die Eisenbahn das Plateau erstiegen hat, wo die langweilige flache Mancha beginnt. Ihr fruchtbarer Lehmboden ist durchgängig bebaut, aber meilenweit liegen die Dörfer auseinander, die dafür die Größe von Städten annehmen. Rindvieh belebt nur ausnahmsweise die Landschaft, dagegen begegnet man häufig Zügen von Maulthieren und Eseln, die in Spanien auch zur Feldarbeit benutzt werden; am häufigsten sieht man aber große Schafheerden, unter denen die schwarze oder vielmehr die braune Farbe vorherrscht.

Die Eisenbahn, auf der die Reisenden von Alicante nach Madrid fuhren, war damals die einzig größere in Spanien. Die neue Einrichtung fand anfangs viel Widerstand bei dem Volke. Während des Baues kam es öfters zu Zusammenrottungen, welche die Arbeiter verjagten oder fertige Strecken wieder aufrissen; manchmal hat man auch auf die Züge geschossen oder Steine und Balken auf die Schienen gelegt, zum Glück ohne einen erheblichen Unfall herbeizuführen. Diese erste Aufregung scheint sich jedoch gelegt zu haben; wenigstens fanden die Reisenden die Bahnhöfe überall von dichten Menschenhaufen umgeben, welche mit ruhiger Neugierde den Zug und die aus- und einsteigenden Reisenden betrachteten. Auf den kleineren Stationen war alles in Landestracht gekleidet, die Männer in braune Jacken und Kniehosen von einer farbigen Schärpe umschlossen, mit wollenen Strümpfen und Hanffandalen oder lederen Schuhen von Naturfarbe, meistens eine mehr oder weniger bunte Mantar, eine wollene Doppeldecke über die Schultern gehängt, zuweilen auch in einen weiten grauen Mantel gehüllt. Den Kopf bedeckte gewöhnlich der landesübliche spitze Hut; nur in der Mancha sah man vielfach Belz- und Tuchmützen von wunderlichen Formen. Von der Frauentracht war nur die über Kopf und Schultern herabhängende Mantille als charakteristisch hervorzuheben.

Madrid selbst ist von allen Städten des Landes die am wenigsten spanische. Erst seit Philipp dem Zweiten, der es zur Residenz machte, allmählig zur größeren Stadt herangewachsen, fehlt ihm alles Alterthümliche und Charakteristische. Es besitzt prächtige Paläste und Kirchen, aber alle im Stile des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts aufgeführt. Auch die spanische Tracht bemerkt man äußerst selten, da sie nur noch bei den niedrigsten Classen im Gebrauch ist. In Madrid spürt man daher wenig von dem fremdartigen Eindruck, den das übrige Spanien auf jeden diesseits der Pyrenäen Geborenen zu machen pflegt.

Die preussischen Offiziere hatten nicht viel Zeit, sich in Madrid umzusehen; denn sie erfuhren, daß Marschall O'Donnell in wenig Tagen gegen Tetuan aufbrechen werde. Sie mußten sich daher beeilen, auf dem Kriegsschauplatz einzutreffen, und fanden kaum Zeit die unbedingt nothwendigen Besuche zu machen. Zum Glück war die Königin so gnädig, ihnen schon am Tage nach ihrer Ankunft eine Audienz zu bewilligen. „Geführt von unserem trefflichen Gesandten, Graf Galen (erzählt General Goeben) fuhren wir in großer Galla nach dem Schlosse und zwar zunächst nach dem Flügel, in welchem das Bureau des Conseilpräsidenten etablirt ist. Dieser, der Minister Collantes, empfing uns und geleitete uns selbst zur Königin, ein Schritt, durch den als einen ganz ungewöhnlichen Graf Galen höchst überrascht wurde; dem Minister schien dieses übrigens durchaus kein besonderes Vergnügen zu machen. Er zeigte sich selbst noch mehr als gestern sein Herr College kalt und gemessen, der Art, daß

mir es beinahe schwer wurde, ihn darin meiner Regel gemäß noch um etwas zu überbieten.

Um so mehr stach dagegen der außerordentlich gnädige Empfang seitens der Königin ab. Es ist bekannt, daß sie diesen Krieg gegen die Ungläubigen als einen heiligen Krieg, als eine Fortsetzung der Glaubenskämpfe ihrer großen Vorgänger gegen die spanischen Araber betrachtet, und daß sie in seiner glorreichen Durchführung die herrlichste Aufgabe ihrer Regierung sieht. Und Graf Galen sagt mir, daß der Entschluß unsres Prinz-Regenten, preußische Offiziere zu dem in Afrika kämpfenden Heere zu entsenden, der Königin persönlich große Freude gemacht habe.

Wir zogen also mit unserem wenig höflichen Führer durch eine Anzahl enger und winkliger Gänge, bis wir den Fuß der schönen Haupttreppe aus schwarzgeflecktem Marmor erreichten, auf deren Mitte, da wo sie sich in zwei Arme theilt, die beiden marmornen Löwen liegen, auf deren einen Napoleon nach seinem Einzuge in Madrid die Hand legte, ausrufend: jetzt habe ich dich, Löwe von Castilien! Oben traten wir in den großen Saal der Garden, in welchem zehn bis zwölf Adjutanten und Ordonnanzoffiziere in goldglänzenden Uniformen am Kamin standen. Durch denselben hindurch wurden wir in ein zweites, etwas kleineres Gemach geführt, in welchem wir etwa zehn Minuten weilten. Wir wurden dort einigen hindurchgehenden Granden, so wie dem greisen Herzog von San Miguel vorgestellt, Generalcapitän der Armee, unserem General-Feldmarschall entsprechend, und Oberbefehlshaber der Hellesgardiergarde, einst den Carlisten durch seine Tüchtigkeit wie durch rücksichtslose Grausamkeit ein gefürchteter Gegner.

Nunmehr übernahm es der Einführer der Gesandten, ein Marquis von mir unbekanntem Namen, da die bei uns hinterlassenen Karten nach hiesigem Brauch nur besagen: El Introdutor de Embasadores, el Capitan general de Castilla la Nueva u. s. w. Er geleitete uns durch einen weiteren großen Saal, wie die vorhergehenden mit sehr glänzender, aber etwas abgenutzter Ausstattung, in welchem wohl zwanzig Herren und Damen vom Hof, sämtlich der Grandeza Spaniens angehörig, in einer langen Reihe an der Wand hin standen. In einer Ecke des Saales trat er in eine Thür, machte eine tiefe Verbeugung und ließ uns eintreten in ein Cabinet, einen sehr kleinen Raum, in welchem die Königin, ihr zur Linken der König, ihr Gemahl, uns stehend empfing.

Der Gesandte trat mit uns in das Cabinet ein, während der Introdutor an der Thür desselben stehen blieb.

Die Königin, mittelgroß und stark, lebhaft und namentlich durch den Ausdruck gewinnenden Wohlwollens, welcher ihre Züge verschönt, entschieden viel besser aussehend, als man sie auf Porträts, Münzen und sonst dargestellt sieht, richtete einige französische Worte an uns, ihre Freude aussprechend, daß wir

an den Kämpfen ihres Heeres theilnehmen würden. Sie fragte dann, wer von uns derjenige sei, welcher schon in Spanien gewesen, worauf sie sich in spanischer Sprache an mich wandte, ihr Interesse, so wie das von ganz Spanien für Preußen betonend. Etwa zehn Minuten unterhielt sich die Königin mit mir und dem gleichfalls fertig spanisch sprechenden Graf Galen über die letzten Nachrichten aus Afrika und über die von der Armee überstandenen Leiden und Beschwerden. Der König sprach inzwischen französisch mit den übrigen Herren. Dann richtete sie wieder einige Abschiedsworte in französischer Sprache an die andern Offiziere, was ich benutzte, um dem König mein Compliment zu machen, worauf wir in gnädigster Weise entlassen wurden.

Wiederum wurden wir, dieses Mal aber ohne Aufenthalt, durch die verschiedenen Gemächer hindurchgeführt, in welchen Granden und Damen, Adjutanten und Hofleute noch in derselben Ordnung wie vorher aufgestellt waren; dann waren wir befriedigt.

Der Eindruck, welchen die Königin auf uns gemacht hat, ist, wie gesagt, ein entschieden günstiger. Der König seinerseits, ein sehr kleiner, überaus fein gebauter Herr, überrascht förmlich, wenn er zu sprechen beginnt, durch den scharfen Ton seiner ungewöhnlich hohen Stimme. Er soll übrigens ein geistig begabter Herr sein, der mehr gelernt hat, als das sonst bei spanischen Prinzen der Fall zu sein pflegt. Auch spricht er geläufig französisch, während wir sonst meistens ein ziemlich mittelmäßiges, bei einzelnen hochgestellten Personen, sofern sie sich überhaupt auf eine fremde Sprache einlassen, selbst ein recht gebrochenes Französisch zu hören bekamen.

Von Madrid ging es wieder mit der Eisenbahn nach Aranjuez, wo die Diligence bestiegen werden mußte. Der Wagen dieser Postgelegenheit ist ganz nach französischer Art eingerichtet d. h. in Coupé, Inneres, Rotonde und Imperiale getheilt, die Bespannung aber wieder echt spanisch. Zehn bis zwölf Thiere, Pferde und Maulthiere bunt durcheinander ziehen das zwanzig Personen fassende Gefährt. Die Pferde, meistens klein, hager und zottig, während die Maulthiere starkknochig und rund nach spanischer Sitte auf der ganzen oberen Hälfte des Körpers geschoren sind, so daß eine gerade horizontale Linie diesen Theil, der ganz kahl und grauglänzend ist, von der unteren braunen und rauhen Hälfte abschneidet.

Drei Männer gehören zu den Pferden, der Mayoral und der Adelantero, die auf der ganzen Fahrt bleiben und der Zagal, der auf jeder Station wechselt. Der erstere, der eigentliche Kutscher und Conducteur, war ein ernster Funziger, erfüllt vom ganzen Gefühl seiner Autorität. Schweigend und würdevoll nahm er auf jeder Station die Zügel der Stangenpferde aus den Händen der Knechte entgegen, und nur sparsam beantwortete er unterwegs die Fragen der Reisenden, gegen deren Cigarren er dagegen keineswegs unempfindsam war. Sein Schweigen

brach er meistens nur, wenn er mit Zuruf und Peitschenhieb die lässigeren Thiere zu schnellerem Lauf antrieb. Der Adelantero sitzt auf dem vordersten Sattelthiere und ist meistens ein junger Bursche. Hier war er sechzehn oder siebzehn Jahr alt und trug eine Sammetjacke und braune Reitbeinkleider, zusammengehalten durch eine gelbe Leibbinde, während den Kopf ein bunteseidenes Tuch und darüber eine niedliche Mütze bedeckte. Eine kurze starke Peitsche in der Hand und ein einziger mächtiger Sporn am linken Fuß dienten zum Antreiben des Gespannes. Merkwürdig ist die Ausdauer dieser Adelanteros im Reiten. So saß dieser, mit Ausnahme der kurzen Zwischenpausen auf den wenigen Stationen, wo zum Essen Halt gemacht wurde, volle fünfzig Stunden im Sattel, bis zuletzt noch stramm und mit festem Schluß.

Der Zagal, der Aufseher über die Thiere, ist meistens ein junger kräftiger Kerl, wie denn auch kaum ein Anderer dieses mühsame Amt versehen kann. Dieses besteht darin, im Verein mit dem Mayoral die Thiere anzutreiben. Meist läuft er neben dem Wagen her, unaufhörlich die Namen der Thiere rufend: Leona, Generala, Capitana, Pelegrina oder wie sie sonst heißen mögen, Mahnung oder scharfen Tadel im Ton. Dann plötzlich, wenn das langgezogene Leona! Leona! nichts helfen will, fliegt er mit einem weiten Sprunge an die Spitze des scharf hintrabenden Zuges und haut mit der Peitsche grimmig auf das Thier ein, das sich durch Saumseligkeit seinen Zorn zugezogen hat, um sich im nächsten Augenblick auf einen Tritt des Wagens zu schwingen, ohne dabei sein Fluchen und Schreien zu unterbrechen. So geht es fort während der ganzen Fahrt. Der Zagal trägt die Provinzialtracht, in der Mancha die schon beschriebene braune Jacke und Kniehose, in Andalusien reich besetzte Jacken und Beinkleider und die offene Ledergamasche mit zahlreichen Knöpfen verziert, auf dem Kopf aber den spizen Hut mit Quasten.

Die Fahrt ging über die düstere Sierra Morena, deren schöne Felspartien und wilde Schluchten jedoch trübes Wetter den Augen der Reisenden entzog, wieder hinab durch Andalusien's wellenförmige Ebene nach Cordova und Sevilla. Hier erwartete die Reisenden die Nachricht, daß O'Donnell bereits vor Tetuan stehe, und entscheidende Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz nicht lange mehr ausbleiben konnten; ein Grund mehr, um nach dem Einschiffungsorte Cadix zu eilen. Das Loskommen von Spanien sollte jedoch nicht so leicht sein. Erst verursachte widriges Wetter in Cadix dreitägigen Aufenthalt und selbst die Hoffnung, diese Zeit zum Ankauf von Pferden und Feldausrüstungsgegenständen zu benutzen, schlug fehl; denn es war nichts Derartiges in Cadix zu haben und man vertröstete die Kauflustigen auf Gibraltar. Besorgniß aber, etwas zu versäumen, trieb die Preußen hinüber nach Tetuan, auf dessen Rhede sie am 28. Januar eintrafen.

Bei der Landung empfing sie das bunteste Gewimmel. Der sandige

Strand war weithin bedeckt mit Kisten, Säcken und Ballen und Tausende kleiner kräftiger Gestalten in braune Ponchos und rothe oder himmelblaue Beinkleider gekleidet, waren emsig beschäftigt aus den unaufhörlich zu- und abfahrenden Booten neue Massen von Vorräthen ans Land zu schaffen, Schiffszwieback, Reis, Speck, wie hier und da zerbrochene Kisten und geplatze Säcke zeigten. Hoch auf einigen Ballen stehend, überwachte die Arbeit ein General, den der Führer als den Chef des Generalstabes der Armee Mariscal de Campo Garcia (Divisionsgeneral oder Generalleutenant) bezeichnete, und bei dem sich die Offiziere meldeten. Er gab ihnen einen Führer zum Hauptquartier mit, wo sie General O'Donnell sehr freundlich empfing. Man sieht dem Grafen von Lucena — denn diesen Titel, den er später mit dem eines Herzogs von Tetuan vertauschte, führte damals noch der Führer des spanischen Heeres — die nordische Abstammung an, obgleich schon der Großvater des Generals aus Irland in Spanien einwanderte. O'Donnell, ein stattlicher Fünfziger, zeichnete sich durch hohen Wuchs, helle Gesichtsfarbe und röthliches Haar merklich vor den Spaniern aus. Er bestätigte zwar den Reisenden, was ihnen schon der Generalstabchef gesagt hatte, daß sie in Tetuan weder Pferde noch Lagergeräthschaften würden kaufen können, gab ihnen aber den Trost, daß der Beginn der Operation gegen Tetuan noch vierzehn Tage, bis zum Eintreffen von schwerem Geschütz, hinausgeschoben sei, sodaß Zeit genug zu einem Abstecher nach Gibraltar blieb, der auch schon des andern Tages angetreten ward. Ein Unstern schien jedoch über den militärischen Plänen der Preußen zu walten. Die Einkäufe in Gibraltar konnten nicht so schnell beendet werden, als man geglaubt hatte; erst am vierten Morgens wurde es möglich wieder nach der afrikanischen Küste unter Segel zu gehen, und als das Schiff spät Nachts am vierten auf der Abede von Tetuan eintraf, wehte der jedes Landen unmöglich machende Levante oder Ostwind, der nach Ceuta umzukehren zwang. Erst am sechsten Mittags was es möglich wieder unter Segel zu gehen, und unterdessen hatte am 31. Januar ein heftiges Gefecht zwischen Spaniern und Marokkanern stattgefunden und Tetuan war am 4. Februar genommen worden!

Mit sehr gedämpften Hoffnungen kamen die preußischen Offiziere am siebenten wieder in das spanische Lager. In Madrid und in Spanien selbst hatten sie überall große Kriegslust vorgefunden; unterwegs aber, wo sie mit spanischen Offizieren zusammentrafen und bei ihrem ersten flüchtigen Besuche im Lager, hatten sie sich überzeugt, daß die Armee mit der Einnahme von Tetuan den Krieg für beendet hielt und durchaus keine Fortsetzung der Feindseligkeiten wünschte. Mit der dem Spanier eigenen Unkenntniß fremder Verhältnisse und ungemessener Ueberschätzung der eigenen Leistungen verglich man die leicht erfochtenen Siege über das der Disciplin und Artillerie entbehrende maurische Heer mit den schwierigsten Feldzügen, die andere europäische Armeen durch-

gemacht hatten, und glaubte des Ruhmes genug erworben zu haben. Schon prahlten spanische Offiziere, in drei Monaten durchgeführt zu haben, wozu die Franzosen in Algerien dreißig Jahre gebraucht hätten!

Unter den Wenigen, welche die Verhältnisse kälter und unbefangener beurtheilten, befand sich der Oberbefehlshaber D'Donnell, bei dem die Offiziere am Tag nach ihrer Ankunft zu Mittag speisten, und der sich bei dieser Gelegenheit ohne Rückhalt über die bereits erlangten Resultate aussprach. Doch war auch er überzeugt, daß der Krieg zu Ende sei, obgleich er sich nicht verhehlte, daß man in der ersten Aufregung des Sieges Friedensbedingungen stellen würde, welche ihn verlängern könnten. In der That trafen bereits am 11. von den Mauren Friedensparlamentaire ein. Es waren ihrer vier, lauter angesehene Personen, der Gouverneur des Riff Alkaid Jas-al-Mahtschard, Juis Al-Echarfi, Untergouverneur von Fez, Alkaid Ahmet-al-Batin, Gouverneur von Tanger und Aben-Abu, General der Cavallerie. Nur von vier maurischen Soldaten begleitet, aber mit einem Ehrengelitte von mehreren spanischen Offizieren und von einem Zug Cavallerie umgeben, ritten sie in das Lager ein, wo alsbald Offiziere und Soldaten voll Neugier und freudiger Erwartung vor die Zelte traten.

Von den Gesandten mochte keiner über vierzig Jahre alt sein, alle hatten scharf geschnittene, sehr ausdrucksvolle Züge, gebräunte, bronzartige Gesichtsfarbe, wie man sie auch im südlichen Spanien häufig findet, und vollen, aber kurz gehaltenen und krausen Bart. Düstere Trauer sprach sich in ihren Zügen aus, während sie ruhig und würdevoll und mit edlem Anstand grüßend durch die Reihen der Spanier ritten.

Einer dieser vornehmen Mauren war von Kopf bis zu den mit gelben Stiefeln bekleideten Füßen in einen weiten weißen Haik von feinsten Wolle gehüllt, die anderen trugen blaue Burnus und rothe oder weiße Turbans. Ihr militärisches Gefolge bestand aus Soldaten von der Garde des Kaisers. Auf dem Kopf hatten diese eine rothe Mütze von der Form eines Fez aber viel höher und unten mit einem weißen oder farbigen Tuch umwunden. Enge Beinkleider bis zum Knie reichend und ein hemdartiger grobwoollener Ueberwurf mit einer Capuze, grau oder braun gestreift auf hellem Grunde und um die Hüfte festgehalten durch einen bunten Shawl, vollendeten nebst ledernen Pantoffelschuhen den Anzug. Die Bewaffnung bestand aus einer langen Espingarde, die in einem rothen Futteral auf dem Rücken getragen wird, in schön gearbeiteten großen Pistolen und einem langen, etwas gekrümmten Dolchmesser, der Gumia, die im Gürtel steckt. Verritten waren selbst die Gesandten, die doch vornehme Leute waren, nicht besonders gut, dagegen waren Bezäumung und Sattelzeug reich geschmückt und im echt orientalischen Stil, ersteres von rother oder blauer Seide kunstreich geflochten und mit zahlreichen Troddeln geschmückt, letzteres reich mit Seide gestickt und dazu silberne Steigbügel.

Die Audienz der Gesandten bei O'Donnell dauerte nicht lange, da er keine Vollmacht hatte wegen des Friedens zu verhandeln, und erst nach Madrid berichten mußte. Es wurde daher eine zweite Zusammenkunft angesetzt und die Mauren entfernten sich, wie sie gekommen waren.

Die preussischen Offiziere konnten diese gezwungene Pause bis zum Tage der Entscheidung nicht besser anwenden, als zur Besichtigung des bisherigen Kriegsschauplatzes in der nächsten Umgebung des Lagers. Vor allem zog sie Tetuan an, das von ihren Zelten aus einen herrlichen Anblick darbot. Fünfhundert Schritt vor ihnen, nur durch eine Einsenkung von dem diesseitigen Bergrücken getrennt, erhob sich die heilige Stadt der Maroffaner auf steil nach dem Flusse Uad-Al-Chelu abfallender Felswand, fleckenlos weiß, von schlanken Minarets verschiedenster Höhe überragt, umringt von einer hohen, ebenfalls weißen Mauer, die mit Schießscharten versehen und von vielen Thürmen flankirt ist, während über dem Ganzen das feste Schloß, die Kassaba thront. Malerisch hebt sich die Stadt aus dem üppigen Grün der Gärten, die ihre nächste Umgebung bilden, hervor. Orangen, Citronen, Feigen, Mandeln und baumhohe Cactus, selbst jetzt noch im letzten Wintermonat grün und zum Theil Blätter und Blüten treibend, bilden die vorherrschenden Gewächse dieser Gärten, die durch Hecken von Myrthen, Lorbeer und Oleander und anderen immergrünen Gesträuchen von einander getrennt sind. Rechts und links von dieser Gartenlandschaft, deren Mittelpunkt die weiße Stadt bildet, steigt ganz steil, fahl und unzugänglich die Gebirgskette der Sierra Bermeja empor.

Das Innere Tetuans entsprach nun freilich dem malerischen Aeußeren nicht. Einige Schuld daran trugen die vorhergegangenen kriegerischen Ereignisse. Nachdem die Schlacht vom 31. Januar verloren worden, stürzte sich ein Theil der fliehenden Kabylen in die Stadt und fiel dort, als die Spanier nicht nachrückten, während der Nacht plündernd über das Judenviertel her. Den ersten Horden folgten am nächsten Tage neue nach, die zuletzt auch die maurischen Stadttheile nicht verschonten. Zweimal vierundzwanzig Stunden lang wurde die Stadt von Mord, Brand und Plünderung heimgesucht, und als die Spanier endlich einrückten, bot sich ihren Augen das traurigste Schauspiel dar. Im Judenviertel waren alle Thüren eingeschlagen, die Kaufbuden zertrümmert, die Straßen bedeckt mit zerbrochenem Hausrath und zerrissenen oder in Staub und Roth getretenen Stoffen. Die maurischen Stadttheile waren wie ausgestorben; denn wer von den maurischen Einwohnern nicht entflohen war, hatte sich wenigstens in sein Haus eingeschlossen. Leichen von Menschen und Thieren lagen vielfach umher, und Trupps heulender halbwildder Hunde zogen durch die Straßen, überall nach ekelhaftem Fraß suchend, während Tausende von Juden, Männer, Weiber und Kinder in Lumpen gehüllt und halb nackt, mit Wimmern und Schreien die Spanier umringten und über die erlittene Plünderung jammerten.

Eigentlich war es ihnen gar nicht so schlimm gegangen wie sie betheuertem; denn so wie sie ihre maurischen Mitbürger durch die bevorstehende Ankunft der Spanier eingeschüchtert sahen, hatten sie sich mit Eifer daran gemacht, ihrerseits die maurischen Viertel zu plündern. Augenzeugen versicherten, daß sie mit Effecten, Stoffen jeder Art beladen in ununterbrochener Reihe durch das, in das abgeschlossene Judenviertel führende Thor hineinzogen, während daneben eine zweite Reihe wieder mit leeren Händen in die Stadt eilte, immerfort eintönig klagend: „Alles haben sie uns genommen, alles! sie haben uns nackt gelassen!“ So wußten sie sich für das, was sie von den Kabylen gelitten hatten, bei den Mauren zu entschädigen.

Diese Juden sind Nachkommen der spanischen Juden, welche theils mit den in Folge der Wiedereroberung der iberischen Halbinsel durch die Spanier über die Meerenge auswandernden Arabern nach Afrika übersiedelten, theils in späteren Jahrhunderten gemeinschaftlich mit den Moriskos massenhaft aus Spanien verjagt wurden und sich hier eine neue Heimath suchen mußten. Sie sprechen noch jetzt spanisch, aber mit fremdartigem Accent und mit veralteten Formen vermischt.

Tetuan ist eine ganz orientalische Stadt, ein Gewirr enger, krummer Gassen, oft auf Strecken überwölbt oder überbrückt durch steinerne, die einander gegenüberliegenden Häuser verbindende Bogen. Auch wo dies nicht der Fall ist, ist der Himmel und die Sonnengluth meistens ausgeschlossen durch Decken, die über die Straße gespannt sind; zumal in den Stadttheilen, wo sich viele Kaufmannsläden befinden. Von Licht und frischer Luft ist daher nicht viel zu spüren.

Nach orientalischer Sitte haben die Häuser nach der Straße zu keine Fenster, sondern nur kleine, schießchartenförmige Oeffnungen und einen Eingang, in der Regel von einer mächtig mit Eisen beschlagenen Thür verschlossen. Da auch die einzelnen Häuser nach der Straße zu nicht sichtbar abgetheilt sind, und die flachen Dächer ebenfalls durch eine glatte Brustwehr verdeckt werden, so erblickt man in mancher Straße nichts als zwei kahle, weiß angestrichene Mauerflächen, deren langweilige Einförmigkeit durch die schießchartenähnlichen Maueröffnungen und eisenbeschlagenen Hausthüren eher noch erhöht wird. Einiges Leben bringen in diese Eintönigkeit die in den Mauern der Häuser hier und da angebrachten Brunnen, die ihren Wasserstrahl in ein steinernes Becken laufen lassen, oder eine Moschee mit weitem reich verzierten Portal, vielleicht auch ein äußerlich ansehnlicheres Haus, das, möglicherweise eine Reminiscenz aus der alten Heimath Spanien, von seinem Nachbar erkennbar abgeschlossen und mit einem vergitterten Fenster oder gar mit einem kleinen, von Lichtöffnungen durchbohrten Vorbau versehen ist.

Anders ist das Handelsviertel der Alcaceria, so wie die übrigen Gassen,

wo die einheimischen Kaufleute ihr Wesen treiben. Zwei bis drei Fuß hoch über dem Fußboden unterbrechen Löcher die Mauerfläche, wohl sechs Fuß lang, vier Fuß hoch und vielleicht drei Fuß tief. Sie sind durch eine Klappe gegen die Straße verschließbar, und wenn aus dieser nicht schon das Himmelslicht ausgesperrt ist, durch kleine hervorspringende Rohrdächer gegen die Sonne geschützt. Es sind dies die Läden, in denen der Inhaber mit gekreuzten Beinen und fortwährend an dem langen Pfeifenrohr saugend, mitten unter seinen Waaren sitzt, in schweigsamer Würde ruhig wartend, bis ein Käufer sich findet. Die maurischen Kaufleute unterschieden sich übrigens sehr vortheilhaft von den jüdischen. Während diese so unverschämt forderten, und ebenso unverschämt herabließen, daß es zuletzt Regel wurde, nur die Hälfte des Geforderten zu bieten, wobei der Käufer sich noch oft arg geprellt sah, kannten die Mauren das Abdingen gar nicht. „Nimm etwas Anderes,“ sagten sie einfach, „wenn dir dieses zu theuer ist.“

Sämmtliche Straßen sind ungepflastert, doch war in den Hauptstraßen wenigstens, deren Reinigung die Spanier nach ihrem Einzuge in die Hand genommen hatten, der Urath in die Winkel gekehrt. In den entlegeneren Stadttheilen lagen überall Steine, Scherben und Lumpen, todte Kagen und todte Hunde herum. Dagegen waren die lebenden Hunde, die Plage aller mohamedanischen Städte, aus der Ringmauer verschwunden. Das Begräumen der todten Thiere aus den Straßen und einige wohlgezielte Schüsse der Spanier hatten die halbwildten Rudel in die Niederung am Flusse, wo vor der Einnahme von Tetuan das Lager stand, verjagt, und dort stritt sich die widerliche Gesellschaft mit den Geiern um die halbverscharrten Aeser von Maulthieren, Pferden und Kameelen, die dem Krieg in großer Anzahl zum Opfer gefallen waren.

Einen einzigen größeren Platz besitzt Tetuan, den Zof. Er ist von ganz unregelmäßiger Gestalt, über 2000 Fuß lang und von sehr verschiedener Breite, uneben und ungepflastert wie die ganze Stadt; aber Luft und Sonne haben Zutritt zu ihm, so daß er einen viel freundlicheren und anziehenderen Anblick gewährt, als die finsternen Straßen, zumal da auch den ganzen Tag ein reges Treiben auf ihm herrscht.

An den Zof grenzt das Judenviertel, das nur den einen von diesem Plage aus hineinführenden Eingang hat. Es unterscheidet sich von der ganzen übrigen Stadt durch seine geradlinigen Straßen, die sich von Norden nach Süden und von Osten nach Westen kreuzen. Im Uebrigen sind sie ebenso eng und ebenso schmutzig, wie die Straßen der maurischen Stadt, und sehr schwer ist es, sich in ihnen zurecht zu finden. Wie in die Judenstadt vom Zof aus nur ein einziges Thor führt, so haben auch die beiden Hälften von der großen, durch die ganze Länge des Viertels laufenden Hauptstraße aus nur je einen Zugang.

Mag man sich nun rechts oder links wenden, fast überall tritt man nur in Sackgassen hinein, die noch dazu von sehr geringer Länge sind. Alle Augenblicke muß man daher wieder umkehren, um nach 80 oder 100 Schritten wieder dasselbe Schicksal zu haben, so daß man sich glücklich preist, wenn man durch Zufall das einzige Thor wiederfindet, das aus diesem Labyrinth heraus auf die Hauptstraße führt.

Das ganze Judenviertel ist nur 500 Schritt lang, 300 Schritt breit und von einer hohen Mauer umgeben. Auf diesem beschränkten Raum, der ihnen vor mehren Jahrhunderten zugewiesen wurde, als ihre Zahl noch viel geringer war, wohnen jetzt 10,000 Juden, zuweilen drei oder vier Generationen einer Familie in einem Hause. Im Innern sind diese Häuser, namentlich die besseren, ganz wie die maurischen eingerichtet, d. h. die Wohnzimmer reihen sich um einen von einem Springbrunnen geschmückten Säulenhof. Die innere Ausstattung ist aber europäisch, und nicht selten findet man alten kostbaren Hausrath, ganz so, wie man ihn in den Schlössern des kastilischen Adels sieht; wahrscheinlich der Rest dessen, was die Voreltern aus Spanien mit herübergebracht, untermischt mit modernen Möbeln, welche nicht lange erst in den englischen Magazinen in Gibraltar gekauft sind.

Die männliche Bevölkerung des Judenviertels ist nicht schön, und wenn man auch manches intelligente Gesicht unter den Jungen und manche würdige Gestalt unter den Alten erblickt, so erscheinen diese doch als Ausnahmen, und die Masse läßt kräftigen Wuchs und edele Züge sehr vermissen. Schöner sind die Jüdinnen, obgleich sie früh verblühen. Ueppige Gestalten, regelmäßig ovale Gesichter mit feingeschnittenem Profil, dunkle Augen und schwarzes Haar in reicher Fülle. Endlich zierliche Hände und Füße, letztere fast immer bloß, bilden die Regel. Herr v. Goeben hebt noch besonders das unbefangene und freundliche, aber zugleich zurückhaltende und züchtige Benehmen der jungen Jüdinnen hervor. Für gewöhnlich tragen sie sich sehr einfach, Rock und Nieder von Tuch oder anderen wollenen Stoffen, mit einem langen schmalen Shawl um Kopf, Hals und Hüfte gewunden. Arme, Schultern und Busen bleiben bloß. Die verheiratheten Frauen tragen das Haar kurz geschnitten und auf dem Kopfe eine schwarzseidene Mütze von eigenthümlicher Gestalt.

So einfach aber die Alltags-toilette ist, so prunkvoll wissen sich die wohlhabenden Jüdinnen bei außergewöhnlichen Gelegenheiten zu puzen. Dann werden seidene und sammtne Gewänder, mit Gold und Silber gestickt und mit Edelsteinen besetzt, feine Spizentücher und orientalische Shawls angelegt. Schwere Ohrgehänge mit Edelsteinen und Perlen fallen bis auf die Schulter herab, und den Kopf schmückt ein hoher tiaraähnlicher Aufsatz, der ebenfalls von Edelsteinen, Perlen und Gold und Silber funkelt. Mehre Generationen tragen zu diesen kostbaren Anzügen bei, die mehre Tausende kosten, und reiche Jüdinnen

zeigten Herrn v. Goeben einzelne Stücke als solche, die mit aus Spanien herübergebracht waren. Sie hatten von Generation auf Generation fortgeerbt, und jede hatte neuen Schmuck an Edelsteinen und kostbaren Perlen und Seidenstickereien dazu gethan. Es zeigte sich übrigens bei dieser Gelegenheit, daß die Juden zwar bei der Plünderung manchen Schaden erlitten, hauptsächlich aber an gewöhnlichem Hausrath, daß sie aber alle ihre kostbaren Sachen zu retten gewußt hatten. Jedenfalls aber war ihr Jammerruf „sie haben uns nackt gelassen!“ nicht wörtlich zu nehmen.

Die Kassaba oder Citadelle ist eine gut gebaute und wohlerhaltene Burg, ganz im Stile unserer mittelalterlichen Schlösser, von mehren starken Ringmauern umgeben und an den ausspringenden Winkeln durch Bastionen befestigt. Sie liegt auf steiler Höhe über der Stadt, deren Mauern bis zu ihr binanreichen. Die Citadelle war von den Marokkanern mit zahlreichem Geschütz besetzt gewesen, von dem einzelne Stücke sehr kunstreich gearbeitet, die Geschenke europäischer Regierungen aus früheren Jahrhunderten waren, andere noch von der großen Schlacht bei Alcazar-Rivir (1573), wo König Sebastian von Portugal mit seinem ganzen Heere zu Grunde ging, herrührten. Viele ruhten auf Lafetten, welche die Geschütze fast unbrauchbar machten, und auch an Munition war großer Mangel, denn nur 2000 Kugeln wurden vorgefunden. Es scheint danach nicht, als ob die Marokkaner sich mit besonderer Sorgfalt auf den Krieg mit den Spaniern vorbereitet hätten; denn die Kassaba wäre einer energischen Vertheidigung wohl fähig gewesen, wenn nur die gewöhnlichsten Anstalten dazu getroffen worden wären.

Der 16. Februar erschien und mit ihm der Tag, wo sich die maurischen Gesandten wieder im spanischen Lager einfinden sollten. Pünktlich erschienen sie denn auch Nachmittag um drei Uhr und wurden in das Zelt des Oberbefehlshabers geführt, wo sie über zwei Stunden blieben. Dann traten sie wieder heraus, ernst und mit würdevoller Haltung, wie immer, aber mit düsterem Antlitz und hoffnungsloser Miene; denn die Friedensbedingungen, die der kriegslustige madrider Hof gestellt hatte, ließen dem Beherrscher Marokkos nichts übrig, als Fortsetzung des Krieges. Man verlangte Zahlung der Kriegskosten von fünfundzwanzig Millionen Piafter, Zulassung einer stehenden spanischen Gesandtschaft in Fez, Duldung und Schutz spanischer Missionäre, Abschluß eines Handelsvertrags, Abtretung eines breiten Gürtels um Ceuta und um Menilla, und endlich die Abtretung der Stadt Tetuan mit ihrem Gebiet und mit dem ganzen zwischen dieser Stadt und Ceuta liegenden Landstrich längs der Küste. Schweigend hatten die Gesandten dem Verlesen der Friedensbedingungen zugehört, bis zu der letzten. Da entrang sich ein tiefer Seufzer ihrer Brust, und kopfschüttelnd sahen sie sich an. Gegen den General Nios-Rosas äußerten sie später mündlich, auf die Abtretung Tetuans könne

der Kaiser nie eingehen, ein solcher Schritt würde ihm Thron und Leben kosten.

Im spanischen Lager bedauerte man die Marokkaner und mißbilligte die Forderungen des madrider Hofes, die den Frieden, den der Soldat vom untersten Tambour bis zum obersten Befehlshaber wünschte, unmöglich machten. Es zeigte sich darin ein merkwürdiger Zwiespalt in den Ansichten der Bevölkerung des Mutterlandes und der Armee. In Spanien, wie die preussischen Offiziere während ihrer Durchreise vielfach Gelegenheit hatten, in Erfahrung zu bringen, war man vielfach entschieden für den Krieg, für den sich die Masse um so leichter begeisterte, als sie die nachtheiligen politischen und socialen Folgen langfortgesetzter Kriege nicht zu ermessen versteht; und der militärische Ruhm war für die Spanier, die ihn so lange hatten entbehren müssen, ein doppelt verführerischer Genuß. Andere, an ihrer Spitze die Königin, trieb Glaubenseifer zu dem Kriege, welchen sie als einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen auffaßten. Die Armee dagegen war der Meinung, daß man den Krieg nur führe, um die der spanischen Flagge von den Marokkanern angethane Schmach zu rächen. Und dieses sei erreicht, auch wenn man ohne Erwerbung von Tetuan Frieden schliesse. Eine Fortsetzung des Krieges dagegen könne keinerlei Gewinn, wohl aber mancherlei Nachtheil bringen.

Diese Anschauung unterstützten die höher stehenden Offiziere mit folgenden Gründen: Spanien sei nach langer Erniedrigung wieder im Aufschwung begriffen. Der Krieg selbst sei ein Beweis dafür; denn vor wenigen Jahren noch wäre es dem Lande unmöglich gewesen, ihn so kräftig und glorreich durchzuführen. Aber immer sei dies nur ein Anfang der Besserung, und eine zu starke Anspannung könne die kaum erst wieder gesammelten Kräfte des Landes von Neuem zerrütten. Friede sei Spanien durchaus nothwendig; denn nur im Frieden könne es seine so lange vernachlässigten Hilfsmittel gehörig entwickeln. Dagegen lege die Erwerbung Tetuans, möge sie nun gleich jetzt im Frieden geschehen oder erst später nach länger fortgesetztem Kriege, dem Lande unabsehbare Opfer auf. Im Falle des Krieges müßte mit Aufwendung vieler Millionen die Armee bedeutend verstärkt und der Feldzug mit zweifelhaftem Erfolge im Innern des Landes fortgeführt werden, wo sich die Verhältnisse für die Marokkaner mit jedem Schritt weiter viel günstiger, für die Spanier dagegen viel ungünstiger gestalten würden. Bei einem Friedensschluß mit Erwerbung Tetuans würde Spanien einen bloßen militärischen Posten gewinnen, ohne jede andere Bedeutung; denn Tetuan würde im spanischen Besitz aufhören ein blühender Handelsplatz zu sein, da die Marokkaner alle Verbindungen mit der Stadt abbrechen würden. So sänke sie zu einem bloßen Waffenplatz herab, dessen Besitz nur fortwährende Reibungen mit den Marokkanern und schließlich Anlaß zu neuen kostspieligen Kriegen geben würde.

Kein Wunder, daß man bei solchen Anschauungen die Nachricht von dem Scheitern der Friedensverhandlungen im Lager mit mißbilligenden Aeußerungen empfing und die marokkanischen Abgesandten mit einer gewissen Auszeichnung und Theilnahme behandelte. Diese zeigte sich weniger bei der officiellen Unterhandlung mit D'Donnell, als des Abends, wo die Gesandten bei dem General Nios-Nosas verweilten. Beide Theile ergingen sich beim Empfang in endlosen Complimenten, die mit dem Qui pro quo schlossen, daß die Mauren aus lauter Höflichkeit auf den von den Spaniern mit großer Mühe herbeigeschafften Stühlen Platz nahmen, auf denen sie nicht zu sitzen verstanden, die Spanier aber ebenfalls nicht zur Vermehrung ihrer Bequemlichkeit in orientalischer Weise auf Divans und Kissen hockten. Nach einer der Würde der Gäste angemessenen Collation, die das spanische Musikchor mit Märschen und Tänzen begleitete, begann dann die Unterhaltung, die bei Cigarren, Liqueur und Wein sehr lebhaft wurde, obgleich man sich der Dolmetscher bedienen mußte. Wir folgen darüber General Goebens lebendig geschriebem Berichte wörtlich, obgleich er auch nur von Hörensagen spricht, da er nicht mit anwesend war.

„Weniger munter als die Spanier zeigten sich die Mauren. Ahmet al Vatin, Gouverneur von Tanger und Unterbefehlshaber von Muley Abbas, hat vorgeweiße die Unterhaltung aufrecht erhalten und lebhaft und scharfsinnig gesprochen. Er hat ein sehr ausdrucksvolles Gesicht, und seine Erscheinung ist ganz die eines vornehmen Andalusiers, eine Bemerkung, welche sich den Spaniern selbst aufgedrängt hat.

Der Gouverneur des Riff dagegen, Jas-al-Nachtschard, von seinen Gefährten mit größter Auszeichnung behandelt, ist weniger gesprächig gewesen, hat jede Antwort lange überlegt und sie dann in feierlichem Ton ausgesprochen. Sein Aeußeres ist nicht so ansprechend, wie das von Al-Vatin, er hat aber sehr intelligente, durchdringende Augen. Aben-Abu, Anführer der Cavallerie im Heere von Muley Abbas, ein Bruder des Vorigen, ist ein frischer, offener Soldat mit sehr scharf geschnittenen Zügen von gutmüthigem Ausdruck. Er spricht spanisch, und im Gegensatz zu den anderen Mauren spricht er gern und laut, lacht sogar oft, wobei er aber stets große Scheu vor seinem ernstern Bruder zeigte, während er ihn doch wieder häufig mit Zärtlichkeit ansah. „Dieselbe Mutter hat uns geboren“ hat er gegen einen der Spanier geäußert, „sollte ich ihn nicht lieben? Und dann ist er, den Ihr da sehet, so gelehrt und so tapfer, daß ich ihn fürchte wie meinen Vater und ihn liebe wie meine Mutter.“

Einen eigenthümlichen Contrast zu diesen drei Männern hat Al-Tscharki, der zweite Gouverneur von Fez, gebildet. Jung noch und schlank gebaut, hat er, wie die mattgraue Farbe, die starken Rippen und die glühenden schwarzen Augen es bezeugen, afrikanisches Blut in den Adern, während seine Gefährten

zweifellos rein kaukasischer Race sind. Allein dunkel gekleidet, da die Uebrigen fast sämmtlich in weißen Festgewändern erschienen waren, hat er, nachdem er sich auf ein Kissen auf dem Fußboden niedergelassen, zwei ganze Stunden mit untergeschlagenen Armen unbeweglich gesessen, hat nichts genossen, hat keinen Laut von sich gegeben, nur mit düster nachsinnendem Ausdruck des Gesichts einen Spanier nach dem andern lange und durchdringend betrachtet. Unwillkürlich sind die Blicke derselben immer wieder auf die wunderbare, fast Furcht einflößende und doch so poetisch schöne Erscheinung hingezogen worden. Als „el Genio del Mal“ bezeichnen sie ihn.

Wiederholt haben die Gesandten während des Abends ausgesprochen, daß Muley Abbas und sein Heer den Frieden wünschen um jeden Preis und dauernde Freundschaft mit Spanien, daß aber der Thron des Kaisers noch wenig gesichert sei und durch die Abtretung von Tetuan aufs Höchste gefährdet sein würde. „Wer Tetuan fordert, der will den Frieden nicht!“ hat der Gouverneur des Riff hinzugesetzt. Sie haben auf die Bemerkung, daß Spanien die Fortsetzung des Krieges nicht zu fürchten brauche, auch geäußert: „Ihr könnt nicht drei Jahre lang Krieg führen, wir können es vierzig Jahre lang. Euch kostet der Krieg viel Geld, und das Geld hat ein Ende wie das Leben und jedes Gut der Welt. Was aber kein Ende hat, das sind die Männer in Marokko: die Einen sterben, und Andere kommen wieder. Und es sind ihrer viele, viele!“

Mit großem Anbehagen scheinen die Spanier das gehört zu haben, und natürlich sagen sie heute schon: „das haben die Engländer sie gelehrt“, gerade so wie sie behaupten, die Strandbatterien an der Mündung des Uad-al-Chacu seien von Engländern erbaut. Die Juden sollen eingestanden haben, daß die Ingenieure zwar im maurischen Anzuge gewesen seien, aber: „sämmlich blond!“ Die Juden sagen natürlich alles, was die Spanier von ihnen hören wollen.

Ueber die bisherigen Kämpfe sprechend haben die Marokkaner schließlich ausgesprochen, die große Ueberlegenheit der Spanier liege in ihren Kanonen und in ihren Bajonetten, während Muley Abbas, der sehr tapfer und großherzig sei, schlechte Truppen befehlige. Ahmet-al-Batin habe bei Tetuan mehre Häuptlinge der Kabylen mit eigener Hand getödtet, weil sie Lügner und Feiglinge gewesen. O'Donnell aber hätten sie für weit älter gehalten, da er so sehr vorsichtig sei.

Um elf Uhr erhoben sich die Mauren zum Fortgehen. Da hat der immer düsterer gewordene Al-Tscharki nur dem General Rios die Hand zum Abschied gegeben, hat aber nochmals dessen Rechte ergriffen und sie mit größter Kraft gedrückt, ihn fest und schweigend betrachtend. Er hat sich darauf in sein dunkles Gewand gehüllt und ist langsam fortgegangen.

Welche Gedanken und Gefühle mögen an jenem Abend dieses ungewöhn-

liche Wesen beseelt haben! Während die Spanier sich noch über das Vorgesallene unterhielten, ist Aben-Abu nochmals zurückgekehrt, einen Sack voll süßer Datteln als Geschenk überbringend, und hat, von der Einwirkung seines Bruders befreit, noch eine halbe Stunde frei und heiter mit ihnen geschwätzt. Da haben sie noch erfahren, daß Muley Abbas, welcher jetzt wenige Mannschaft bei sich hat, große Verstärkungen aus dem Süden erwartet, daß er aber dem Kaiser, seinem Bruder, in einem langen Briefe geschrieben, daß alle Männer Marokkos nichts gegen die Kanonen und Bajonnete der Spanier vermögen.

„Aber Tetuan dürft Ihr nicht fordern,“ hat auch Aben-Abu hinzugesetzt, „daß würde vergeblich sein. Doch wir werden auch ohne das Frieden haben, denn beiderseits bedürfen wir seiner.“ Und auf die Einwendung, daß die Friedensbedingungen in Madrid gestellt werden, hat er mit der Bemerkung geschlossen, daß es in Madrid gehen werde wie in Mekinez: da man dort die Dinge nicht in der Nähe sehe, so bilde man sich ein, daß alles sehr leicht sei. Seine Gesellschafter hat er beim Abschied eingeladen, ihn nach dem Friedensschluß in Fez zu besuchen, wo sie als Freunde die Gebieter seines Hauses sein würden.“

Ein letzter Versuch bessere Friedensbedingungen zu erlangen, unternommen von dem Bruder des Kaisers, Muley Abbas, der zu diesem Zwecke in eigener Person in dem Lager O'Donnells erschien, scheiterte ebenfalls an der Forderung der Abtretung Tetuans. „Nie!“ hatte Muley Abbas ausgerufen, „eher werden alle Marokkaner sterben!“ Darauf war O'Donnell aufgestanden und hatte die Unterhandlungen mit den Worten abgebrochen: „Nun, so werden sie sterben. Wir haben geendet!“

Militärische Briefe.

9. Juli.

Der Krieg in Schleswig hat wieder begonnen, und wie im Februar ist es vergönnt, sofort von einem wichtigen Ereigniß zu sprechen. Die Insel Alsen, deren Wegnahme nach dem Sturm der düppeler Schanzen dem Heerführer zu schwierig erschien, ist jetzt, nachdem den Dänen Zeit zur Erholung und neuer Formation gegeben war, im ersten Anlauf den wackern Preußen und ihrem